



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preuß, Arthur: Archilochos : ein Dichterleben aus dem Altertum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Archilochos

Ein Dichterleben aus dem Altertum von Arthur Preuß

Steh still und betrachte Archilochos, ihn, den alten Dichter
 Erzürnter Zamben, welchem tausendfach der Ruhm
 Ausging zur Nachtbegrenzung und zum Tageslicht.
 Traum, ihn liebten die Musen mit Innigkeit und der Gott von Delos!
 So eifrig war er und geübt, Begeisterung
 In Wort gefüllt, zur Lyra wohl zu fingen.

(Epigramm aus der griechischen Anthologie, übersetzt von Böß)



in wild bewegtes Leben wird an uns vorüberziehen: Kampf, heiße Liebe, hehre Begeisterung, bitterer Haß, beleidigender Spott, Wehmut, wieder wilder Kampf, Tod in der Schlacht, das sind die Umrisse zum Lebensbild unsers Dichters. Eine unruhige, schroffe, unbeugsame Natur, einsam, von niemand geliebt, verhaßt wegen ihrer Spottsucht, in den höchsten Idealen getäuscht, alles zertrümmernd, innerlich tiefunglücklich, gar oft den Tag verlebend, der ihr „nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen“ — sollte sie nicht zur Betrachtung und zum Studium reizen und in uns das Verlangen wachrufen, ihr näher zu treten? Wenden wir uns zum Lebensbild unsers Dichters. Als Quelle dienen seine Gedichte, wie sie in Brocken als großer Trümmerhaufen vorliegen; sind sie doch besonders geeignet, uns über seine Schicksale Aufschluß zu geben, da sie wie bei unserm größten Lyriker Bruchstücke einer großen Konfession sind, denn auch Archilochos hat, „was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht verwandelt“.

Archilochos stammte aus Paros. Über sein Geburtsjahr wissen wir nichts, wir können aber seine Blüte um das Jahr 650 v. Chr. ansetzen, da um diese Zeit der reiche Lyderkönig Gyges lebte, dessen Gold und Macht sich der genügsame Dichter um keinen Preis wünscht, wie er wenigstens den biedern Zimmermann Charon sagen läßt, da alle solche Dinge seinen Augen fern liegen, und er sich zum nil admirari bekennt. Auch die Erwähnung einer Sonnenfinsternis, die von den Gelehrten auf den 5. April 648 gesetzt worden ist, kann uns Anhalt für die Chronologie bieten.

Sein Vater hieß Telesikles, ein Mann aus altadlichem, priesterlichem Geschlechte, das dem Dienst der Demeter Thekmophoros oblag, dem schon früh durch Orakelspruch sein berühmter Sohn prophezeit wurde; also nämlich

wurde ihm von Delphi gemeldet: er solle eine Kolonie nach dem Rebland (= Thasos) führen, „dann wird unsterblich dein Sohn und bei allen Menschen gefeiert“. Der Adelsstolz hat den Dichter, wie wir unten sehen werden, niemals verlassen, „nicht vom Vater stammt die Armut, nicht von Ahnen bin ich elend“, singt er; freilich trug er auch das Erbteil seiner Mutter Enipo mit sich herum, die war eine Sklavin, und oft macht sich das niedrige Element neben dem ritterlichen, Zynismus und Sprache der Gasse neben hochpoetischen Wendungen in seinen Dichtungen geltend. Von sonstigen Verwandten erfahren wir noch von einem Schwager mit Namen Perikles, der zur See verunglückte. Um die Hinterbliebenen zu trösten, schuf Archilochos eine wundervolle Elegie, die nach dem Urteil eines antiken Stilkritikers, des Longin, maßhaltig durchgeführt und frei war von allem Unbedeutenden, Unedeln und Gezierten ist. Die wenigen Bruchstücke zeigen uns herrliche Gedanken edelsten Trostes. Der Schmerz ist groß: „Hätte doch sein Haupt und Glieder in reinen Gewändern Hephästos Flamme umfassen“, und der Schmerz wird neu, wenn er anhebt: „Keine Stadt, keiner der Bürger wird, Perikles, jauchzen beim Festmahl, klagen wird er um dich und um dein schmerzliches Leid. Solche Männer verschlang die Woge des rauschenden Meeres, darum vor Tränen und Schmerz schwoll uns im Weinen die Brust.“ Doch schon wendet sich der Dichter zum Trost: „Aber die Götter sie schufen zum unerträglichen Leiden uns Ausdauer und Mut, standhaft zu tragen den Schmerz. Bald trägt der eine das Unheil, bald trägt es wieder ein anderer, uns hats jetzt grausam gepackt, schlug uns ins blutende Herz. Bald wird es andere treffen, ermannt euch, stoßet die Trauer, die den Weibern geziemt, männlich und mutig von euch!“ Und es ist, als zöge die Sonne der unverwüßlichen Heiterkeit nach den Wolken wieder auf, wenn er singt: „Nicht werd ichs bessern durch Weinen, doch auch nicht schlimmer gestalten, geh ich zu Freude und Scherz, geh ich zum lieblichen Mahl.“

Ein wechselvolles Leben war dem Dichter beschieden. Erst hat er Seereisen gemacht, vielleicht als Feigenhändler sein Brot verdient, dann wurde er Soldat und ging in den Kampf. Beides, Peier und Schwert, führte er fortan. „Ein Dienstmann bin ich, ruft er aus, im Solde des Herrschers Akres, doch auch der Muses liebliche Gabe versteh ich wohl“ und drückt dadurch seine Doppelstellung als Krieger und Dichter aus. Nun treibt es ihn fort aus seiner Heimatinsel. Waren es politische Nöte, waren es pekuniäre Verlegenheiten — von seiner Armut sprechen Kritias und Pindar —, wir wissen nicht genau. Aber das wissen wir, daß er sich nach Thasos wandte, unter Anführern war er hingezogen zur jungen Gründung seines Vaters, zur neuen Stadt auf der Nordküste der Insel. Möglich, daß man ihm die Insel als eine Art Schatzinsel wegen der Goldgruben geschildert hatte, mit froher Lust und Liebe scheint er die Insel betreten zu haben, aber allmählich macht sich bittere Enttäuschung bei ihm bemerkbar. Schon das äußere Bild, die Landschaft, gefiel ihm nicht. „Wie eines Fels Rücken steht sie da, mit wildem Wald gekrönt,

kein freundlich Fleckchen und keinen lieben Platz will sie uns bieten, wie's doch bei Siris Flut so anders war!" Den Dichter fröstelt's hier, andre Bilder aus andern Gegenden steigen vor seinen Blicken auf, möglich, daß er vorher einmal an des Siris Wellen gewelt, und daß ihn jetzt die Sehnsucht nach Italien überkommt. Aber ganz ließ er die Hoffnung nicht sinken, sondern er suchte Befriedigung im Waffendienst.

Die neuen Ansiedler hatten auf Thasos keinen leichten Stand, der Hunger nach Gold trieb so manches Volk hierher, so mußten sie sich mit den Thrakern der Küste messen. So kam es denn auch mit den Saiern zu einem Treffen, sie brechen aus dem Busch, Archilochos muß fliehen und verliert seinen Schild. Doch schien er dieses Ereignis weniger entehrend zu empfinden, als man es sonst in Griechenland tat; scherzhaft mit leiser Selbstironie gesteht er: „Nun stolziert mit dem Schilde ein Saier, den ich am Busche ungern im Stiche ließ, war's doch ein trefflicher Schild. Selbst doch entrann ich dem Tod; Ade, meine teuere Waffe, bald wird ein neuer gekauft, und der ist ebenso gut!“ — eine Fatalität, die auch Alkaios und Horaz aus ihrem Leben eingestehn. Anders dachten über diesen Streich die Lakedämonier, denn als er einst nach Sparta kam, verwiesen sie ihn aus der Stadt.

Einige Fragmente führen uns ins lustige Lagerleben: „Die Lanze ist mir gebacken Brot, die Lanze ist mir roter Wein, ihn trink ich an den Speer gelehnt, doch muß aus Ismaros er sein.“ Ismarischer Wein hatte es ihm angetan, dieselbe Marke, deren Lob schon in der Odyssee erklingt. Auch auf der Felswacht wird dem edeln Weine zugesprochen. Die Deckel sollen von den Flaschen genommen, und der rote Wein bis auf die Nagelprobe ausgegossen werden, „denn nüchtern können wir diese Nachtwache nicht hinbringen“. Von der behaglichen Wachtstube ging's wieder hinaus in den Kampf. Sicher allegorisch aufzufassen und auf den bevorstehenden Waffentanz zu beziehen sind jene Verse, die uns einen kommenden Seesturm schildern, wie das Meer von den Wellen aufgewühlt wird, und eine schwarze Wolke den Sturm verkündend darüber schwebt. Das Resultat eines Kampfes wurde mit lautem Scherz verkündet: „Sieben Tote haben wir unter die Füße getreten, und wir waren tausend Mörder.“ Auch an den Höchstkommendierenden wagt sich der Dichter, scherzhaft malt er sich einen Idealfeldherrn aus: er soll nicht langgewachsen, von schlottriger Haltung sein, nicht mit Locken prahlen, nicht mit wenig beschorenem Barte, ein kleiner, mit gebognen Schienbeinen, der sicher austritt, der hat des Dichters Herz gewonnen.

Mitten in dem Scherz findet sich auch ein ernster, edler Gedanke, der gewiß nach einer Schlacht ausgesprochen wurde: „Nicht ist's edel, über tote Männer seinen Spott zu ergießen“, Worte, mit denen schon Odysseus nach dem Freiermord die Freude der Eurykleia zurückdämmt; und die Disziplin wird gut gewahrt, wenn es heißt: „Ermutige die jungen Leute; die Entscheidung des Sieges liegt in der Götter Hand!“ Aber bald wich der zuverlässliche, bisweilen fecke Ton seiner Dichtungen einem gedrückten; der Klagen-

jammer beschleicht ihn, wenn er bekennt, daß das ganze Elend der Griechen auf Thasos zusammengelaufen sei, daß der Tantalosfels über der elenden Insel hänge. „Arme Bürger, hört meine Worte“, beginnt ein Gedicht, und Thasos nennt er die dreimal unselige Stadt. Selbst das, woran Dichter im Beide Trost finden, das Dichten war ihm verleidet; gab ihm sonst ein Gott, zu sagen, was er leide, liegt ihm, wie er ausdrücklich sagt, nichts mehr an seinen Sambaen und Scherzen. Es war ihm durch die trüben Erfahrungen im Kriege alles vergällt. Noch trübere Erfahrungen aber standen dem Unglücklichen bevor, als er in seine Heimat zurückgekehrt war. In Paros lernte er Neobule kennen, die älteste Tochter des reichen Lylambes. Mächtige Liebe ergreift des Dichters Herz. Gleich bei der „Begegnung“ entquellen wundervolle Verse dem glühenden Liebhaber: „Sie trug ein Myrtenreis und lächelte, der Rose frische Blüte, und ihr Haar fiel wallend über Schultern, Rücken hin, und Haar und Busen strömten Wohlgeruch, sodaß ein Greis sich noch verlieben könnte.“ Und in zarter Liebesregung hat er nur den einen Wunsch, der Geliebten Hand berühren zu dürfen, keusch und sinnig, wie Walthar von der Vogelweide nicht wan ir gruoz sich ersehnt. Das Glück ist dem Werber günstig, die Holde wird ihm verlobt. Und nun sprossen duftige Blüten eines echten Dichterfrühlings hervor. Heiße Leidenschaft weht aus den Versen: „Unselig im Sehnen lieg ich hier, die Seele steht still, bis auf die Knochen durchbohren mich Liebesqualen.“ „So gewaltige Liebe umschlingt mir das Herz, schwarze Nacht senkt vor die Augen sich nieder und stahl mir aus der Brust die zarte Seele.“

Aus diesem Liebesfrühling reißt ihn ein unseliger Sturm: der grausame Vater will nichts wissen von dem neuen Schwiegersohn und löst die Verlobung auf. Was war der Grund dieser Sinnesänderung? Es mag wohl die Armut des Dichters gewesen sein, die, wie wir schon oben gesehen haben, auf ihm lastete. Das hieß dem leidenschaftlichen Manne ans Herz greifen. In ungestümer Wut wendet er sich nun an die Schuldigen. Zunächst zog er gegen den Vater zu Felde: „Vater Lylambes, wie sagst du da? Wer hat dir den Sinn betört? Der sonst so fest und verständig stand, ist hin, und alle lachen laut!“ „Wo ist dein Eid, den du geschworen, hin? Gebrochen hast du ihn, und Salz und Tisch des Gastfreunds hast du umgestürzt!“ Voller Verzweiflung wendet er seine Blicke nach oben und macht Zeus verantwortlich für sein Leid, er muß den Schwerverkränkten rächen, seine Allmacht im Himmel und auf Erden wird solches nicht dulden, da der Gott ja auch sich um der Tiere Treue und gerechte Taten kümmert. Um recht deutlich zu werden, wählt er das Gewand der Fabel. Aus Bruchstücken und den äsopischen Fabeln läßt sich der Inhalt rekonstruieren. Fuchs und Adler schließen Freundschaft, aber der Adler verzehrt die Zungen des abwesenden Freundes; doch bleibt die Strafe nicht aus: ein vom Altar geraubtes Stück Opferfleisch, das er in sein Nest getragen, setzt durch seine Finken das Nest in Brand, die Zungen fallen auf die Erde und werden vom gekränkten Fuchs verzehrt. Unter diesen Bildern mag Archilochos sein eignes Geschick verstanden haben und läßt die Hoffnung

auf Rache an dem Frevler deutlich durchschimmern. Dem Gedanken kommt in diesen Rachegedichten der Vers zu Hilfe: der scharfe Iambus in seinen blitzenden Versfüßen, das Unregelmäßige der Verszeilen, die Lücken in den Trimetern schildern uns trefflich das zerrissene Gemüt des Dichters, Trimeter und Dimeter wirken wie Stiche oder Hiebe, die er austeilt. Die Wut wars, die den Dichter zu den Iamben trieb: „Zorn gab als Waffe den Iambus zuerst in Archilochus Hände“, wie Horaz in der *Ars poetica* sagt, in Notwehr, wie Kaiser Julianus entschuldigt, stimmte er seine Muse. Er war der erste, der in diesem Versmaß dichtete, wenn er den iambischen Rhythmus auch nicht erfunden hat, denn die Natur schafft sich selbst das entsprechende Versmaß, wie Aristoteles treffend bemerkt. Der Dichter hat in seiner Wahl des Metrums Glück gehabt, denn kein andres paßte besser zu den Wutausbrüchen, die ihm das Herz erleichterten. Das verstand er, seinem Grimme Ausdruck zu geben, wie er sich selbst mit der Zikade vergleicht, die um so lauter zirpt, wenn sie an den Flügeln gepackt wird. Und offen legt er das unchristliche Bekenntnis ab: „Eins versteh ich — und das aus vollem Herzen: der mir Böses tat, mit Bösem furchtbar wieder zu vergelten.“ Natürlich richtete er die Pfeile des Spotts und Hohns nicht nur auf den wortbrüchigen Schwiegervater, sondern auch auf die verlorne Braut und den glücklichen neuen Bräutigam Leophilos. Die Poesie steigt von ihrer idealen Höhe herab und wälzt sich im Kot. Nichts Heiliges gibt es mehr für den gequälten, getäuschten Liebhaber. Zunächst singt er von der furchtbaren Tatsache, daß eben jetzt Leophilos Hahn im Korb ist, dem jetzt alles gehorcht, alles untertan ist, alles zur Verfügung steht, wo das viermalige „Leophilos“ mit bitterer Wut herausposaunt wird. Das Schäferstündchen der beiden wird ins Ekelhafte übertragen, die Liebessehnsucht des Rivalen mit grellen Farben ausgemalt.

Proben dieser herbsten und derbsten Poesie mitzuteilen verbietet der Anstand. Wenn er einst in zarter Liebe sich als das Herrlichste wünschte, der Geliebten Hand zu berühren, fährt er jetzt im Stile Heinrich Heines mit listernen Wünschen fort, wodurch aller Duft seiner einstigen Poesie arg zerstört wird. Alle Achtung vor Neobule ist zerknickt; „deine Haut blüht schon nicht mehr, aber du wirst dich immer noch salben, wenn du auch ein altes Weib geworden bist“, ruft er ihr zu, bedenkt sie mit den gemeinsten Schimpfnamen, greift ihren Ruf in wahrhaft zynischer Weise an. Kallimachos hat Recht, wenn er sagt, das Gift seiner Rede stamme von der Galle des Hundes und vom Stachel der Wespe. Wehmut und Entsetzen ergreift uns, wenn wir sehen, wozu den Dichter dieser unselige Bruch geführt hat. Außer ein paar Brocken haben wir keine größern Partien aus diesen Schmähdichten; daß sich Archilochos aber in noch größern Beleidigungen ergangen hat, sehen wir aus einem Epigramme der griechischen Anthologie, worin sich die armen angegriffnen Töchter des Bykambes gegenüber den furchtbaren Angriffen des Dichters zu rechtfertigen suchen. Diese bissige Tadelsucht machte ihn natürlich nicht beliebt. Pindar erinnert an sein Beispiel und nimmt sich vor, einem solchen

Schmähdichter nicht zu folgen, „doch geziemt es mir, zu fliehen der übeln Rede grimmen Biß; ich weiß von Archilochos, ja dem lange verbliebenen, wie der oft in Armut schmachtete, weil er lästernd sich im schmähenden Haß erging“ (Pind. 2. Pyth. nach Donner). Und in einem Epigramme der Anthologie wird der Wanderer, der am Grabe des Spötters vorübergeht, gewarnt, nicht zu laut aufzutreten, damit die stechenden Wespen, die sich auf seinem Grabe niedergelassen haben, nicht gereizt werden. Doch nachdem der Tiefgekränkte seinen Schmerz ausgeweint und seinem Groll Luft gemacht hatte, findet seine Muse wieder Trost: „Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich“, den Göttern will er alles anheimstellen, die haben eben doch die Allmacht in den Händen: „Auf die Götter baue alles. Öfters heben sie empor aus des Elends Last den Menschen, der auf schwarzer Erde liegt, öfters auch die froh entkommen, stürzen wieder sie hinab, rücklings in die Tiefe schleudernd, viel entsteht des Unheils dann, und in Lebens Armut irrt er und in tiefbetörtem Sinn“ (nach Seckendorf). Das arme Herz, das soviel durchgemacht hat, tröstet und ermutigt er: „Sei getrost, mein Herz, in deinem rettungslosen Leiden, auf, ermanne dich, und dringe vorwärts in die Speere deiner Feinde, die den Tod dir dräuen. Nur der Mut gibt Sicherheit. Doch siegst du, o so hemme deiner Freude wildes Jauchzen. Siegen deine Feinde, laß du dann von deinem Jammer dich nicht kraftlos winselnd niederschlagen. Nur dich dessen stets zu freuen, was der Freude wert ist, strebe du, um dich im Unglück durch der Menschen wandelbares Los zu trösten“ (nach Christ. von Stolberg). Man sieht, welches religiösen, sittlichen Tones seine Leier fähig ist.

Furchtbar aber und ohne Trost muß das Geschick des angegriffnen Lysambes und seiner Töchter gewesen sein. Die Sage berichtet, sie hätten die Schmähungen des leidenschaftlichen Dichters nicht ertragen können und ihrem Leben durch den Strang ein Ende gemacht. Man hat wohl einen Ausdruck des Archilochos mißverstanden; wenn er von den Unglücklichen das Wort *κόπας* gebraucht, so ist das wohl mit „klein beigegebend“ zu erklären, aber nicht durch „Erhängen“ zu übersetzen, wodurch jenes Märchen dann herausgesponnen worden ist. Jedenfalls ist eines klar. Lysambes muß über die Angriffe tödlich erschrocken und entsetzt gewesen sein, denn in einem Fragment, worin nach des Aristoteles Zeugnis Lysambes selbst redend eingeführt wird, heißt es: „Alles ist möglich, nichts ohne Erwartung, aber auch nichts der Bewunderung wert. Der Vater der Götter macht aus Mittag oft die Nacht, das Licht verschwand bei der Sonne Glanz, und traurige Furcht erfüllt der Menschen Herz“, und weiter: „Über nichts soll man sich mehr wundern, und sähest du mit Delphinen des Waldes Wild im Meere weiden, und wäre diesen der tobende Wogenschwall des Meeres lieber als das Festland, jenen aber ein Berg.“ Mit solchen allgemeinen Gedanken, sich über nichts mehr zu wundern, scheint Lysambes seinem ersten Erstaunen über sein Schicksal Ausdruck gegeben zu haben.

Die fehlgeschlagenen Hoffnungen ließen einen so unruhigen Geist wie unsern Archilochos natürlich nicht ruhen, in den Krieg trieb ihn die Ver-

zweiflung, hinweg von der Unglücksstätte, wo er die bitteren Enttäuschungen durchgekostet hatte. Im Getöse der Feldschlacht fand er seine Ruhe wieder. Nun ist er als Glücksritter ruhelos in der Welt herumgezogen, nie auf einen grünen Zweig gekommen, nie hat er den Frieden seiner Seele gefunden. Wir können nicht wissen, ob die Fragmente, die kriegerischen Geist atmen, seiner ersten oder zweiten Kriegsperiode angehören, aber wir können feststellen, daß er sich am Kampfe auf Euböa beteiligt hat.

Er hat auf jener Insel den Kampf zwischen Eretria und Chalkis mitgemacht, der die griechische Welt in zwei Heerlager spaltete. In einem Bruchstücke vergleicht er den Kampf der Abanten, der ältesten Bewohner von Euböa, mit der Kampfesart der Saier, mit denen er sich, wie wir sahen, früher gemessen hat, und hebt hervor, daß sie selten zu Bogen und Schleuder greifen, daß sie in der Regel mit dem Schwerte im Nahkampf dreinschlagen.

Sein Ende soll der mutige Kämpfer denn auch in der Schlacht gefunden haben, und zwar soll es der Mazier Kalondas gewesen sein, der ihn im redlichen Kampfe erschlug. Als dieser einst nach Delphi kam und sich von der Pythia Rat erbat, wurde ihm die kurze, harte Antwort: „Du erschlugest den Diener der Musen; verlasse den Tempel!“ Der Mörder suchte den Gott milder zu stimmen und entschuldigte sich damit, daß er den Archilochos nach Kriegsrecht getötet habe. Da befahl ihm die Pythia, nach Tainaron zu ziehen und dort des Toten Seele zu versöhnen. Diese Legende will darauf hinweisen, daß der Dichter unter besonderm Schutze des Dichtergottes gestanden habe, und wenn es auch eine Mirakelgeschichte ist, die uns hier aufgetischt wird, brauchen wir an der Tatsache, daß er im Kampfe fiel, nicht zu zweifeln.

So liegt das Lebensbild des Archilochos vor uns, und wir werden, wenn auch unvollkommen seine Gestalt wie durch einen Nebel vor uns erstanden ist, doch aus dem wenigen den Eindruck haben, daß wir es hier mit einem großen Lyriker zu tun haben, der es zum erstenmal fertig brachte, zu singen, was ihm das Herz bewegte, und im Gegensatz zum Epiker seine Person stark in den Vordergrund rückte. Die spätere Zeit hat ihn als großen Dichter rückhaltlos anerkannt, nur die christlichen Schriftsteller haben den Lyriker, der nicht nach ihrem Geschmack war, verdammt. Origenes nennt ihn einen Mann, der in einem schmählischen und frechen Stoffe sein dichterisches Können geoffenbart und unreinen Charakter an den Tag gelegt habe, und der kritiklose Eusebios meint, kein verständiger Mann könnte seine schmutzigen Schmähreden gegen die Frauen anhören, wir aber schließen uns in unsrer Wertschätzung lieber den Männern der Antike selbst an: einem Heraklit, einem Cicero, einem Velleius, die ihn mit dem würdigsten Vertreter der epischen Poesie, mit Homer auf eine Stufe stellen, und wir stimmen ein in die Worte des Dion Chrysostomos: „Es hat zu allen Zeiten nur zwei Dichter gegeben, mit denen man keinen der übrigen vergleichen kann: Homer und Archilochos“ — sehr richtig, denn ein Original wie unser Dichter ließ sich nicht kopieren. Auf Paros wurde er nach seinem Tode als Heros verehrt, sein Geburtstag wurde an demselben Tage gefeiert,

wo auch der Dichterstürst der Griechen seinen Geburtstag hatte, seine Vieder erklangen überall zur Flöte, die ja mit ihrem langgezognen Tone den Takt besser angeben kann als der kurzdauernde, geschlagne Ton des Saiteninstrumentes.

Fragen wir endlich, wie der Dichter ausjah, so schaue man auf die Doppelherme im Vatikan (siehe Baumeister, Denkmäler des Altertums, S. 116), die auf der einen Seite Homer darstellt, auf der andern aber ein härtiges Antlitz, das Kühnheit und ungebändigte Leidenschaft zeigt, dessen erschlaffte Muskeln unter dem Auge wohl auf Spottfucht deuten, und dessen Zug in den Mundwinkeln Bitterkeit der Lebensauffassung verrät. Der Charakter der Büste und die Zusammengehörigkeit mit Homer dürfte wohl den Archilochos erkennen lassen, wenn der Typus auch aus hellenistischer Zeit stammt und eine freie Schöpfung ist.

So stehe er vor uns, der Sänger seiner Freuden und Leiden:

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang!



Hermann Wettes „Spökenfiker“



ermann Wette hat sich durch seinen vortrefflichen biographischen Roman „Krauskopf“, der wegen seiner frischen und lebenswarmen Gestaltung und wegen seines köstlichen Humors überall die beste Aufnahme gefunden hat, ein begründetes Anrecht auf besondere Beachtung erworben. Die zahlreichen Freunde seiner Muse wurden deshalb durch die Ankündigung eines neuen Romans aus seiner Feder, der unter dem Titel „Spökenfiker“*) die Geschichte einer verirrtten Seele behandle, aufs angenehmste überrascht. Der Roman liegt jetzt vor. Er wird zweifelsohne die Zahl der Verehrer Wettes beträchtlich vermehren. Er gehört wieder der biographischen Art an, ist aber wesentlich von seinem Vorgänger verschieden: er enthält die Lebensbeichte eines Mannes, der in seinen spätern Lebensjahren infolge schwerer Schicksalsschläge ein Gewohnheitsstrinker geworden ist. Wette lässt gern seine Helden über sich und ihre Geschicke zu Worte kommen. Nach seiner Meinung sollte sich nämlich jeder Gebildete bei guter Gelegenheit im Geiste sammeln, sich über Gelesenes und Erlebtes selber Rechenschaft ablegen, über seine innern und äußern Erfahrungen vor dem eignen untrüglichen Gewissen beichten. Dann würde mancher in sich wahrhaftige Mensch zu deutlicher Klarheit über sich und die Welt gelangen. Der Held des neuen Romans hat das zu seinem Schaden versäumt und gelangt darum

*) Spökenfiker. Die Geschichte einer verirrtten Menschenseele. Von Hermann Wette. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 1907. 328 Seiten. Preis broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark.